

Karl Pagel: Die Hanse. Neu bearbeitet von Friedrich Naab. Westermann Verlag, Braunschweig 1983. 256 S., zahlr. Abb. u. Ktn.

Johannes Schildhauer: Die Hanse. Geschichte und Kultur. Edition Leipzig 1984. Lizenzausgabe für den Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart 1984. 246 S., 182 Abb. (im Text und auf Tafeln, z. T. farbig).

Die modernen Reproduktionstechniken kommen dem an Fernsehen und bunten Illustrierten gewöhnten Menschen von heute entgegen und erlauben eine hervorragende Ausstattung von Büchern mit Bildern und Karten. Die beiden vorzustellenden Darstellungen der Geschichte der Hanse sind dafür besonders gute Beispiele. Es handelt sich zwar nicht um echte Bildbände, aber die (vielfach farbigen) Bilder sind doch das hervorstechende Merkmal beider Publikationen und nehmen einen großen Raum ein, ganz besonders beim Pagelschen Werk, das allerdings schon in den früheren Auflagen reich bebildert war (in dieser Auflage etwa 215 Abbildungen, manche ganz- und doppelseitig, hinzu kommen 18 farbige Karten und Pläne, die teilweise dem im selben Verlag erschienenen Atlas zur Weltgeschichte entnommen sind). Zur Bildausstattung beider Bände ist festzustellen, daß sie nicht nur der Illustration dient, sondern echte, zeitgenössische Bildquellen, Wiedergaben von Dokumenten, Fotos von Bauten und Gegenständen der Hansezeit bietet und daher einen integrierenden Bestandteil des jeweiligen Werkes darstellt.

Den Texten ist gemeinsam, daß sie für einen breiteren Leserkreis bestimmt sind. Ansonsten gibt es Unterschiede in der Art beider Bände.

Karl Pagels Buch über die Hanse ist erstmals 1942 erschienen (so das Copyright, das Vorwort datiert vom 1.11. 1941); 1952 erfolgte eine unveränderte Neuauflage, 1963 eine neubearbeitete, dritte, 1965 eine vierte Auflage. Das Buch des „Außenseiters“ (so ein Ausspruch von Ahasver von Brandt) Pagel stieß in eine Marktlücke, da sich die Fachhistoriker vor einer Synthese des schwierigen Problems „Hanse“ scheuten, und fand weite Verbreitung, trotz Kritik seitens der Hanseforscher¹, und dies auch nach Erscheinen einer wissenschaftlich zuverlässigen Hansegeschichte aus der Feder des französischen Historikers Philippe Dollinger (1. Auflage in deutscher Sprache 1966); die sehr breit angelegte, Politik, Wirtschaft und Kultur zugleich berücksichtigende Darstellung vermittelte ein umfangreiches Wissen über die Hanse, wenn auch nicht in allen Punkten in wissenschaftlich befriedigender Weise.

Zur neuen Auflage (nach dem Tod von Pagel) schreibt deren Bearbeiter Friedrich Naab im Vorwort: „Die vorliegende Bearbeitung hat den Text gestrafft und neu gegliedert sowie einige Akzente der jüngeren Forschung eingefügt.“ Hatte Pagel sein Werk in die drei großen Hauptteile „Das Werden der Hanse“, „Die Zeit der Blüte“ und „Der Herbst der Hanse“ gegliedert, so ist der neue Text in 17 gleichwertige Kapitel geteilt, die teils chronologischen, teils sachlichen Gesichtspunkten folgen. Man hat zunächst Mühe, Pagels Text wiederzufinden. Die Streichungen sind erheblich: war schon der Umfang des Pagelschen Textes von der ersten bis zur dritten Auflage von 531 auf 384 Seiten geschrumpft (ohne Bilder!), so umfaßt der neue (allerdings großformatige) Band 256 Seiten einschließlich der zahlreichen Bilder und Karten. Ein genauerer Vergleich des alten und des neuen Textes ergibt, daß von Pagel doch noch viel vorhanden ist. Der Text ist von vielen Epitheta und „Schnörkeln“ sowie von manchen abschweifenden Gedankengängen befreit worden – sehr zu seinem Vorteil, was man zugunsten des Bearbeiters betonen muß. Inwieweit dabei auch neue Forschungserkenntnisse

1) Vgl. A. von Brandt in: *Hansische Geschichtsblätter* 72 (1954), S. 91–100, und H. Schmidt, ebenda, 83 (1965), S. 109–118.

eingearbeitet worden sind, kann man nur schwer ermitteln. Im ganzen ist aber – abgesehen von der Streichung von Pagels Eingangsabschnitt über den Stralsunder Frieden von 1370 und einigen Umstellungen – die alte Pagelsche Konzeption von 1941/42 erhalten geblieben, und dies ist ein Hemmnis. Einen Fußnotenapparat gibt es (wie bei den früheren Ausgaben) leider nicht. Die „Literaturhinweise“ sind zwar auf einen neueren Stand gebracht (die „Hansischen Studien“ reichen hier allerdings nur bis Band III, während Band V schon 1981 erschienen ist), die Auswahl der gut 60 Titel ist aber nicht überzeugend und unzureichend (aus Klaus Friedland ist K. Friedländer geworden). Das Register, das Personen, Orte und Sachen umfaßt, ist dagegen recht nützlich. So bleibt der Gesamteindruck etwas zwiespältig.

Der Verfasser den zweiten Werkes, der durch einschlägige Arbeiten ausgewiesene Greifswalder Historiker Johannes Schildhauer, hat sein Hanse-Buch sehr stark kulturgeschichtlich ausgerichtet, was schon im Untertitel zum Ausdruck kommt. Dabei will er dem Betrachter der überlieferten Zeugnisse der Hansezeit den Weg weisen, sich in die Vergangenheit des Hanseraumes zu vertiefen. So schildert er, nachdem er in den ersten beiden Kapiteln Entstehung und Blütezeit der Hanse knapp dargestellt hat, in Kapitel 3 das Aussehen der mittelalterlichen Stadt bis hin zur Wohnungseinrichtung und zur Kleidung der Menschen, in Kapitel 4 das Leben der Menschen in der Stadt, in ihren beruflichen und sozialen Bezügen. Das letzte Kapitel ist der Kultur im engeren Sinne gewidmet: Kirche, Schule und Universität, Recht, Sprache und Literatur, Buchdruck, Bildender Kunst, Musik und Geschichtsschreibung. Durch häufige, gut ausgewählte Zitate aus zeitgenössischen Quellen (soweit nötig: in Übersetzung) bringt Sch. eine gewisse Lebendigkeit und Unmittelbarkeit in seine Darstellung, und der direkte Nachweis von Belegen ermöglicht dem Leser den Zugriff zu Spezialliteratur. Auch das Literaturverzeichnis ist in der Auswahl ausgewogener als bei Pagel. Das Register weist Personen und Sachen nach, nicht aber Orte.

Die östlichen Hansestädte sind in beiden Werken gebührend behandelt. Im Pagelschen Werk stellt ein Kapitel „Die deutsche Landnahme und die Gründung der Ostseestädte“ dar, unterstützt durch entsprechende Karten (S. 31–41). Leider sind manche Schiefheiten und Fehler aus dem Pagelschen Text übernommen worden, so etwa die altertümliche Schreibweise „Pruzen“ für die Prußen und das Jahr 1237 für die Verleihung deutschen Rechts an Stettin (statt 1243, S. 37). Erstaunlicher ist die „Verschlimmbesserung“ des Pagelschen Textes: während Pagel richtig „die baltischen Lande mit baltischer und im Norden mit finnisch-ugrischer Bevölkerung“ erwähnt (Auflage 1952, S. 63), sagt Naab: „die baltischen Lande, wo im Süden Litauer, an der unteren Dūna Liven und slawische Letten, an der Küste des Finnischen Meerbusens finnische Esten ansässig waren“ (S. 34). Gleich drei Fehler stecken in diesem Satz: 1. Litauen zählt nicht zu den „baltischen Landen“ des Mittelalters, 2. die Letten sind Balten und nicht Slawen, 3. die Esten können als „finnisch-ugrisches“ Volk bezeichnet werden, nicht aber als „finnisches“. Ebenso falsch ist es, die „Pruzen“ als „Zweig der Litauer“ zu bezeichnen (S. 37); Prußen und Litauern war nur gemeinsam, daß sie beide baltische Stämme waren. Konrad von Masowien, der 1226/30 den Deutschen Orden nach Preußen gerufen hat, konnte gar kein „Vasall des polnischen Königs“ sein (S. 37), da das polnische Königtum erst 1295 wieder erneuert wurde, und den Schwertbrüderorden in Livland hat 1202 nicht Bischof Albert von Riga gegründet (S. 40), sondern der Zisterziensermönch Theoderich (Dietrich); Albert und die Schwertbrüder standen sogar in Konkurrenz (bei Pagel, 1952, S. 70, heißt es neutral, der Schwertbrüderorden „wurde... gestiftet“).

Bei Schildhauer wird die „Ostexpansion“ nur am Rande erwähnt, etwas genauer im Abschnitt über den Ostseehandel im Zusammenhang mit dem Ausgreifen deutscher Herrschaft nach Livland und Preußen (auch hier heißen die Prußen „Pruzen“, S. 30 f.). Im Kapitel über „Das Bild der Hansestädte“ wird (neben der Gestaltung des Marktes mit Rathaus, Giebelhäusern und anschließender Kirche) der regelmäßige Stadtgrundriß dem hansischen Bürger zugeschrieben; Sch. äußert die Meinung, daß „wohl... auch die übersichtliche Anlage der Stadt im sogenannten Schachbrettmuster als besondere künstlerische Leistung des hansischen Städtebürgers angesehen werden [darf], auch wenn anderen – nichthansischen –, seit dem 12. Jahrhundert ‚gegründeten‘ Städten nicht selten ein gewisses Planschema zu Grunde lag“ (S. 65). Der Schachbrettmustergrundriß war weniger eine Form der hansischen Stadt als vielmehr – wie auch Sch. einschränkend sagt – der Gründungsstadt im Bereich der deutschen Ostsiedlung, gleichgültig, ob es sich um hansische oder nichthansische Städte handelte. Wie in der DDR üblich, verwendet Sch. für die ostdeutschen und ostmitteleuropäischen Städte die heute amtlichen, fremden Namensformen, wenn es um gegenwärtige Verhältnisse geht – die deutschen Namen stehen dann in Klammern dahinter; bei historischem Zusammenhang steht umgekehrt der deutsche Name an erster Stelle. Die östlichen Hansestädte werden häufig herangezogen, und ebenso wird vielfach auch auf östliche Literatur hingewiesen, auch in polnischer, russischer, lettischer und estnischer Sprache.

Marburg a. d. Lahn

Hugo Weczerka

Peter Donat: Die Mecklenburg — eine Hauptburg der Obodriten. Mit Beiträgen von S. Gustavs, M. Jählig, E. Lange, H.-H. Müller und N. Benecke. (Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie; Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, 37.) Akademie-Verlag, Berlin(-Ost) 1984. 187 S., 92 Abb. i. T., 12 Abb. a. Taf. i. Anh., 8 Beilagen in Rückentasche.

Nach fünfjähriger archäologischer Feldarbeit an der „Großen Burg“, jener für die frühe Geschichte Mecklenburgs eminent historischen Stätte, wird die Ausarbeitung der Ergebnisse vorgelegt. Die für hiesige Verhältnisse hervorragende historische Quellenlage wird in Einleitung und Zusammenfassung berücksichtigt (S. 10 ff. und 104 ff.). Bereits die Geschichtsforschung des frühen 19. Jhs. hatte die Mecklenburg als obodritische Hauptburg seit dem 10. Jh. sowie als Stammburg der Nakoniden ausgemacht. Es war also nur konsequent, einen Platz von so hohem historischem Stellenwert mit außerdem guten archäologischen Voraussetzungen an vorderster Stelle in ein „Forschungsprogramm zur Geschichte und Kultur der slawischen Stämme zwischen Oder und Elbe“ aufzunehmen. Nach wenigen Ausgrabungskampagnen darf man freilich keine breiten historischen Ergebnisse, sondern lediglich einige „Mosaksteinchen“ erwarten; anderes wollen die recht begrenzten Aktivitäten auch nicht bieten.

Das Unternehmen konzentrierte sich nämlich auf einen verhältnismäßig kleinen und für das Denkmal durchaus schonenden Eingriff an der günstigen Südseite des Walles. Aus archäologischer Sicht konnte hiermit aber bereits ganz Wesentliches erreicht werden: Ermittlung von sieben Wallbauphasen und weitgehende Klärung ihrer Konstruktionsweise; exemplarische Untersuchung einer gut erhaltenen Serie von Hausbauten, die mit den Wallbauwerken stratigraphisch verzahnt ist; Gewinnung von Fundgut für die chronologische Beurteilung der Schichtenabfolge; in diesem Zusammenhang Ausarbeitung einer